

Tradition als Rettung

Erneuerung des Ordenslebens durch Überwindung des Traditionsbruchs

von Andreas Wollbold

Ordensleben ist Leben allein für Gott.¹ In einem Ordenshaus, besonders aber in einem monastischen Kloster ist das *totaliter aliter* Gottes mit Händen zu greifen. Architektur und Tagesplan, die gedämpften Laute und das große Stillschweigen, die Allgegenwart des Gebetes und der Sammlung, auch handfeste Arbeit und alltägliche Verrichtungen, selbst die Gerüche aus der Küche und die Düfte aus der Sakristei, sie alle rufen aus: Gott und nur Gott allein! Das Dekret »Perfectae caritatis« des II. Vaticanums wollte diesen geistlichen Charakter der Orden reiner zum Erstrahlen bringen. Nicht selten wurde daraus aber ein Traditionsbruch gehört, oft begleitet von einer Selbstsäkularisierung sondergleichen. Seitdem sind über 40 Jahre vergangen, prägende und erfahrungsreiche Jahre für das Ordensleben, Jahre aber auch von mancherlei Enttäuschung und Ernüchterung. Trotz aller radikalen *fuga mundi* – Flucht aus der Welt – erwiesen die Orden sich doch auch als *pars mundi* – Teil der Welt. Sie waren geprägt von den Umbrüchen, den Fragen, dem Verlust an festem Grund, der unsere Zeit und Kirche prägt. Unbestechlichstes Zeichen ist dafür immer der Mangel an Berufungen. Denn eine geistliche Berufung – und mehr noch ein monastische – kann nur da wachsen, wo der Glaube fest ist. Fest aber ist der Glaube nur da, wo Menschen bereit sind, für ihn große Opfer zu bringen: Nicht umsonst ist seit biblischen Zeiten der *martyrs*, der Blut-Zeuge, das Inbild eines Gläubigen. Und nicht zufällig wurde die Mönchsprofess immer auch als andauerndes Martyrium angesehen.

Evangelische Räte zwischen fuga mundi und pars mundi

Orden als *pars mundi*, das gilt auch für die Kommunitäten, die – wie in Deutschland die Trappistenabtei Mariawald – zu ihren älteren klösterlichen Ordnungen (und teilweise auch Liturgien) zurückkehrten oder sogar von vornherein mit diesem Ziel gegründet wurden. Teil der Welt sind solche Gemeinschaften bereits in einem schlicht soziologischen Sinn, insofern ihr Aufblühen oder ihnen begegnende Widerstände deutlich von der Kultur ihrer Umgebung abhängen. Deutlich sind nämlich einerseits Regi-

1 Der Beitrag geht auf einen Vortrag beim Freundeskreis der Abtei Mariawald zurück. Darum steht das monastische Leben im Mittelpunkt der Überlegungen. Sie gelten aber weithin auch für alle anderen Formen des geweihten Lebens.

onen des Weltkatholizismus wie Frankreich auszumachen, in denen der Gedanke der Tradition in bedeutenden Milieus seit langem verwurzelt ist und die solche Anfänge ideell, finanziell und nicht zuletzt auch durch zahlreiche Berufungen fördern. In anderen Regionen wie den deutschsprachigen sind es eher einzelne Gläubige, die oftmals erst durch schmerzvolle Erfahrungen hindurch die Tradition als Rettungsanker entdeckten und sich teilweise auch in Vereinigungen wie »Una voce« zusammenfanden. In solchen Gegenden sind traditionsverbundene Kommunitäten fast ausschließlich darauf angewiesen, gewissermaßen Konvertiten zu ihrem Anliegen zu finden, Gläubige, die erst allmählich davon überzeugt werden können, dass das Ordensleben an diesem Ort Zukunft hat, ja vielleicht sogar die Zukunft selber ist.

Es ist darum nicht zu erwarten, dass in diesen Regionen eine solche Rückkehr einhelligen Applaus findet. Ebenso wenig ist von einem Augenblick auf den anderen eine neue Blüte zu erhoffen. »Dicke Bretter zu bohren«, wo würde das mehr gelten als im geistlichen Leben? Und wer wüsste das besser als ein Mönch, der sich nur zu gut bewusst ist, dass selbst ein langes Leben im Kloster gerade einmal die ersten Anfänge in der »Schule des Herrendienstes«, wie es im Prolog der Benediktsregel heißt, zu legen imstande ist? Für beides, den fehlenden Applaus und die ausbleibende rasche Blüte, findet sich eine auffällige Analogie in den Anfängen der Zisterzienser:

- *Fehlender Applaus*: Zu den großen, weil notwendigen Spannungen der Ordensgeschichte gehört die zwischen Cluny und Cîteaux, zwischen den schwarzen und den weißen Mönchen.² Denn es war nicht der Gegensatz zwischen Dekadenz und Heiligkeit. Damit würde man es sich, was Cluny angeht, zu einfach machen. Es war der zwischen einem Klosterleben im religiösen Dienst an der Welt: Die vielen Messen und Gebete im cluniazensischen Kloster dienten ja wesentlich dem Seelenheil betuchter Förderer, die ihrerseits das Kloster und seine Filiationen mit reichen Gaben bedachten. Cîteaux und dann in bernhardinischer Blüte vor allem Clairvaux setzte dagegen: Das Kloster ist zuerst und vor allem der Ort des Dienstes an Gott, der Ort der Heiligung der eigenen Seele, der Ort darum auch eines radikalen Schnittes mit der Welt – und dies paradoxerweise gerade nicht, um die Welt zu vernachlässigen, sondern um ihr das eine Notwendige geben zu können: das Heil Gottes. Die zisterziensische Reform sucht gerade nicht den Beifall oder auch nur die Beachtung der Welt.

2 Vgl. dazu Bernhards wichtigstes Werk in diesem Zusammenhang: *Apologia ad Guillelmum Abbatem* (S. Bernardi Opera [ed. Leclercq] III, 61-108). Ergänzend dazu vgl. *J. Leclercq*, *Recueil d'études sur saint Bernard et ses écrits*. 6 Bde. (= *Storia e letteratura* 104), Rom 1962ff., Bd. II, 69-85, zum »Tractatus abbatis cuiusdam«; *A. Wilmart*, *Une riposte de l'ancien monachisme au manifeste de saint Bernard*, in: *Revue Bénédictine* 46 (1934) 298-344.

- *Die ausbleibende rasche Blüte*: Die ersten Jahre von Cîteaux unter Robert von Molesme waren mehr als bescheiden. So glichen sie mehr einem Dahindümpeln als einem kraftvollen Aufbruch, so dass zu Recht der hl. Bernhard als zweiter Ordensgründer anzusehen ist. Es ist darum eine Askese eigener Art, einen großen Schritt zu vollziehen, ohne doch schon gleich mit Erfolg belohnt zu werden.

Abt Bernhard aber war eine zutiefst kontemplative Seele³, d. h. ein Geist, der durch das Sichtbare hindurchschauen konnte zu dem, wie die Welt in den Augen Gottes dasteht. Es war darum ganz sicher die Frucht seiner Kontemplation, dass er zusammen mit seinen Gefährten 1112 Cîteaux zu seiner geistlichen Heimat erwählte und nicht etwa das blühende Cluny. Und noch ein wichtiger Punkt seiner klösterlichen Reform ist seiner kontemplativen Begabung zu verdanken. Intuitiv bemühten sich die ersten Zisterzienser um die Reinheit der Liturgie: Mit Eifer besorgten sie sich alte Manuskripte von Messbüchern und anderen liturgischen Werken.⁴ Reinheit fanden sie vor allem in der Rückkehr zur Tradition. Tradition war für sie die Stimme des Heiligen Geistes, also nicht Nostalgie des goldenen Gestern, sondern Quelle des notwendigen Heute. Neuerung dagegen konnte nur das Eindringen der Welt in den Raum des Heiligen darstellen. Denn die Welt ist der Ort des Wandels, der Unbeständigkeit, des Heute-so-und-morgen-anders. Gott, seine Offenbarung, seine Kirche und sein Gottesdienst zeichnen sich durch Treue und Beständigkeit aus, durch das »nunc stans« der göttlichen Ewigkeit. So heißt es im Psalm 101 (102), 12f.: »Dies mei sicut umbra declinaverunt: et ego sicut foenum arui. Tu autem Domine in aeternum permanes: et memoriale tuum in generationem et generationem. – Meine Tage schwinden dahin wie ein Schatten, und ich verdorre wie Gras. Du aber, o Herr, bleibst in Ewigkeit, und dein Andenken währt von Geschlecht zu Geschlecht.«

Analog zu diesen zisterziensischen Anfängen ist nun zu fragen, wie Orden heute neu aus der Tradition schöpfen können. Dafür ist zunächst der Zusammenhang zwischen dem gegenwärtigen Umbruch im Ordensleben und seiner Krise herauszuarbeiten. Dies soll an dieser Stelle nicht so sehr theologisch als vielmehr anhand einer empirischen

3 Vgl. *P. Dinzelbacher*, Bernhard von Clairvaux, Leben und Werk des berühmten Zisterziensers, Darmstadt 1998; *J. Leclercq*, Bernhard von Clairvaux. Ein Mann prägt seine Zeit (= Große Gestalten des Glaubens), München 1990; *ders.*, Recueil d'études sur saint Bernard et ses écrits. 6 Bde. (= Storia e letteratura 104), Rom 1962ff.; *G. Constable*, The diversity of religious life and acceptance of social pluralism in the twelfth century, in: D. Beales / G. Best (Hg.), History, Society and the Churches. Essays in honour of O. Chadwick, Cambridge 1987, 29-47.

4 Vgl. etwa *Dinzelbacher*, Bernhard 212, zur Liturgiereform des von Abt Stephan Harding erarbeiteten liturgischen Werkes. In Cîteaux kam es u. a. zu einer ausgiebigen Untersuchung der Vulgata-Handschriften und der Originalversionen der ambrosianischen Hymnen.

Studie religionssoziologisch geschehen (2.). Sodann ist der Beitrag der alten Liturgie zu betrachten, der ja einer kontemplativen Erneuerung von Klosterleben und Kirche besonders angemessen ist (3.).

Zusammenhang zwischen Umbruch und Krise im Ordensleben

Rodney Stark und Roger Finke, die zu den führenden amerikanischen Religionssoziologen gehören, interpretieren seit Jahren erfolgreich religiöse Vorgänge nach dem Schema der rationalen Wahl, d. h. dass Entscheidungen aus dem Verhältnis von Kosten und Nutzen für die Beteiligten erklärt werden können.⁵ In Anwendung dieses nüchternen Prinzips auf die Berufung zu einem katholischen Ordens- oder Priesterleben kommen sie zu dem überraschenden, aber gut belegten Ergebnis:

»Wir sind überzeugt, dass die Daten den Schluss nahelegen, dass der Zusammenbruch katholischer Berufungen selbstverursacht war und nicht bloß eine Nebenfolge im Modernisierungsprozess. Die versammelten Bischöfe der Kirche [sc. auf dem II. Vaticanum] haben nach gemeinsamer Beratung viele der am meisten anziehenden Motivationen für das geweihte Leben gestrichen, während sie die kostspieligsten Aspekte der Berufungen beibehalten haben. [...] Dieser Punkt ist zusätzlich durch die Ausnahmen bestätigt: Einige Bistümer sind bei Berufungen noch fruchtbar, und einige Orden ziehen noch Mitglieder an, und zwar diejenigen, die in der Lage sind, den Eindruck eines positiven Verhältnisses von Kosten und Nutzen des geweihten Lebens zu verschaffen.«⁶

Welche anziehenden Motivationen schwanden damals? Stark und Finke nennen einige wichtige Veränderungen:

- den Verlust des Vorzugs des geistlichen Standes und seiner Hochschätzung bei vielen Gläubigen;
- das Ideal, dass Priester und Ordensleute an der Welt teilnehmen und sie verändern sollen, was doch gerade die Laien verwirklichen;
- den Verlust eines geistlichen Ideals, wonach das Leben für Gott allein nicht nur durch seine Bedeutung für andere Menschen (z. B. als Zeugnis und Zeichen) wertvoll wird;
- die Anpassung des religiösen Lebens an heutige Lebensverhältnisse;

5 Das Folgende ist weitgehend entnommen meinem Buch: *A. Wollbold, Als Priester leben. Ein Leitfaden*, Regensburg 2010, 112f.

6 *R. Stark / R. Finke, Catholic Religious Vocations: Decline and Revival*, in: *Review of religious research* 42 (2000)125-145, hier 143.

- die Aufgabe besonderer Frömmigkeitsübungen und -stile, des geistlichen Gewandes und des ihm gezollten Respekts in der katholischen (und teilweise nicht-katholischen) Bevölkerung u. v. a.⁷

Es ist also genau das Gegenteil der vielfach vertretenen These der Fall, wonach der scharfe Rückgang von Berufungen in der Unzeitgemäßheit der evangelischen Räte bzw. des Zölibats, dem sogenannten Reformstau und den hohen Anforderungen an Priester und Ordensleute begründet sei. Auch hält der scheinbar evidente Zusammenhang von gewachsenen beruflichen Möglichkeiten und dem Rückgang von weiblichen Ordensberufungen – um Lehrerin, Krankenschwester oder Sozialarbeiterin zu werden oder um eine leitende Position zu erhalten, muss eine katholische junge Frau nicht mehr in einen Orden eintreten – einer empirischen Überprüfung nicht stand.⁸ Zwar existiert eine starke Korrelation zwischen dem Rückgang in der Zahl der Berufungen und dem »Gender empowerment measure (GEM)«, der den Grad der weiblichen Beteiligung am öffentlichen Leben und an der Macht misst, sowie dem »Gender development index (GDI)«, der den Abbau von Benachteiligungen von Frauen in Bildung, Beschäftigung und Gesundheit beschreibt. Doch beide erweisen sich nur als von der wirtschaftlichen Entwicklung eines Landes abhängige Größen, die sich nicht eigenständig auf den Rückgang der Berufungen auswirken. Dies zeigt sich auch daran, dass der Rückgang in Männerorden genauso stark wie der in weiblichen Orden war, während für Männer schon früher entsprechende Entfaltungsmöglichkeiten in einem weltlichen Leben gegeben waren. Auch erweist sich im nachhinein die Annahme, bei einer Berufung spielten die besseren beruflichen Möglichkeiten eine entscheidende Rolle, als Vorurteil. Schließlich wuchs in den USA die Zahl der Ordensschwester von 1948 bis 1965 kontinuierlich an, um dann seit 1966 heftig zu fallen, während bereits in der Nachkriegszeit die Zahl der berufstätigen Frauen stark zunahm.

So legt sich ein kausaler Zusammenhang zwischen kirchlicher Liberalisierung und Rückgang in den Berufungen nahe. Er wird noch dadurch untermauert, dass deren Zahlen in Spanien und Portugal, zwei Ländern mit einer erst später einsetzenden kirchlichen Modernisierung, auch erst deutlich später zu sinken beginnen.⁹ Noch aussagekräftiger ist das Verhältnis zwischen sechs von Experten als traditionell und acht als progressiv eingeschätzten amerikanischen Diözesen: Der Anteil der Priesterweihen war 1994/1995 in den traditionellen Bistümern dreimal so hoch (2,8 pro 100.000 Katholiken) wie in den progressiven (0,9).¹⁰

7 Ebd. 127. 133-137.

8 Ebd. 128-133.

9 Ebd. 135f.

10 Ebd. 137-139.

Die beiden Forscher haben mit ihrer glänzend argumentierenden Studie ein Tabu gebrochen. Zwar entwickeln sie mit ihrer Studie keine pastoralen Strategien. Aber sie beweisen, dass ein Festhalten an wesentlichen Anforderungen dieser Berufungen ohne die entsprechenden (vorwiegend religiösen!) starken Motivationen notwendigerweise zu einem selbstverursachten Rückgang an Berufungen führt und die katholische Kirche in eine »worst of both worlds«-Position (Laurence Iannaccone) hineinmanövriert: Sie hält an den hohen Anforderungen für Priestertum und Ordensleben fest, ohne den geistlichen und menschlichen Gewinn dieser Lebensweise plausibel machen zu können.¹¹

Ein Detail der Untersuchung ist im Zusammenhang dieses Beitrags besonders aufschlussreich: Traditionell ausgerichtete Klöster und Seminare ziehen deutlich mehr Interessenten an als liberal ausgerichtete, genauer gesagt viermal so viele Interessenten.¹² Weil ihre Lebensweise aber mehr Opfer von den Kandidaten fordert, verließ eine prozentual höhere Zahl die Gemeinschaft vor den Gelübden wieder. Trotz dieses höheren Verlustes war die Zahl der endgültigen Mitglieder in traditionelleren Gemeinschaften signifikant höher¹³: »Ordensgemeinschaften, die ein intensiveres Gemeinschaftsleben und eine schärfere Trennung vom weltlichen Leben verkörpern, sind beim Nachwuchs auch erfolgreicher.«¹⁴ So stellt es den Normalfall dar, dass ein solches Kloster eine Phase einer gewissen Unruhe erlebt, Jahre, in denen zwar nicht wenige Interessanten anklopfen, aber die meisten auch wieder gehen. Es ist eine Zeit, in der man am eingeschlagenen Weg festhalten muss, jedoch ggf. in seiner Umsetzung und bei seinem Bild nach außen Korrekturen ansetzen muss, bevor ein solches Kloster erkennbar zu einer neuen Blüte kommt.

In diesen Daten zeigt sich ein religiöses Grundgesetz: Nur religiöse Gemeinschaften, die viel von ihren Mitgliedern verlangen, sind zukunftsfähig. Viel geben und viel empfangen, das ist der Schlüssel zum geistlichen Aufbruch. Die Alternative stellt nur eine letztlich staatsnahe Kirche dar. Eine solche Kirche lebt mit ihren Gläubigen, Gemeinschaften und Orden nicht vom Opfer, sondern vom Bedürfnis. Gewiss, immer wird es gewisse religiöse Bedürfnisse geben, und immer wird dazu ein religiöser Apparat nötig sein, der sie befriedigt. So kann man leben – sogar über Jahrhunderte hinweg. Aber soll das genügen für die Kirche Gottes, soll das ausreichen für ein Kloster?

Freilich soll dieser kurze Blick auf den Zusammenhang von Umbruch und Krise im Ordensleben nicht beendet werden, ohne einen wichtigen, von Stark und Fin-

11 Ebd. 135.

12 Ebd. 139.

13 Ebd. 141f.

14 Ebd. 141.

ke freilich nur *en passant* gegebenen Hinweis noch einmal ausdrücklich aufzugreifen. Zukunftsfähige Lösungen liegen nicht in der Imitation früherer Verhältnisse. Selbst wenn man persönlich etwa für die Zeit der eigenen Jugend schwärmt, so wäre es doch fatal, das damalige Verständnis von Glaube, Kirche, Liturgie und Ordensleben einfach kopieren zu wollen. Zum einen stellt ganz schlicht keine Zeit eine heile Zeit dar. Die 50er Jahre etwa zeigen im nachhinein geradezu ein Janusgesicht, einerseits konservativ und andererseits doch bereits von einem Geist des Machens und Veränderns besessen, den man erst nach 1968 vermutet hätte. Zum anderen aber – und das dürfte praktisch noch wichtiger sein – stellten die blühenden traditionsorientierten Ordensgemeinschaften in der Stark/Finke-Untersuchung eben nicht einfach die Filmkulisse für einen Historienfilm dar. Sie versuchten nicht, ein Modell früherer Jahrzehnte in die Gegenwart zu transplantieren. Vielmehr zeichnen sie sich durch »innovative Schritte der Rückkehr zur Tradition« aus.¹⁵ Konkret scheinen drei Punkte allein beim Umgang mit dem Nachwuchs heute einer größeren Aufmerksamkeit zu bedürfen als in früheren Generationen. Es handelt sich um drei Punkte, die mit den drei evangelischen Räten zu tun haben:

- **GEHORSAM:** Wer heute einen geistlichen Beruf ergreift, kommt aus einer Welt der Selbstbestimmung. Das erste Wort, was ein Kind unserer Tage zu sprechen lernt, ist nicht »Du«, sondern »Ich«. Zumeist hat ein Interessent bereits über Jahre hinweg außerhalb des Elternhauses gelebt, hat sich ein eigenes Leben, persönliche Gewohnheiten und Ordnungen geschaffen, hat Vorlieben und Abneigungen aufgebaut. Alles wird für ihn daran gemessen, ob es ihm selbst, seinem eigenen Wollen und Erleben, entspricht. Objektive Ordnungen – also im Kloster die Regel, die festen Zeiten und Aufgaben des Tages, die Kommunität und die Vorgesetzten – werden spontan nur insofern bejaht, als sie dafür als dienlich eingeschätzt werden. Diese Subjektivierung macht selbst vor Gott nicht halt. Bei ihren Berufungswegen haben offensichtlich nicht wenige junge Männer und Frauen mehr das religiöse Innenleben, ihr spirituelles Bedürfnis und ihr Erfahren, im Blick als das Du Gottes, sein Gegenüber, das aus jeder Beschäftigung mit sich selbst herausruft. Der sogenannte Wertewandel unserer Kultur hin zu einer »autozentrischen Mentalität« (H. Klages) greift selbst dort noch, wo ein gegenkultureller Lebensentwurf gewählt wird!
- **EHELOSE KEUSCHHEIT** war nie eine selbstverständliche Tugend. Dennoch steht sie heute unter besonderem Druck. Zum einen hat die Übersexualisierung unserer Zeit dazu geführt, dass junge Kandidaten entweder bereits mit entsprechenden Vorgeschichten an die Klosterpforte klopfen oder doch bereits seit vielen Jahren den Druck Gleichaltriger (und nicht nur derer!) aushalten mussten: »Hast du noch keine Freundin?« Fast immer also sind sie Konvertiten der Keuschheit,

15 Ebd. 143.

und einem Konvertiten bleibt immer die Erinnerung: »Es war einmal anders, und darum könnte es auch wieder anders werden.« Zum anderen gibt es einen nicht unbeträchtlichen Druck, deviantes Sexualverhalten offen zu praktizieren, etwa in homosexuellen Beziehungen. Nicht immer und nicht überall war man in dieser Hinsicht in den vergangenen Jahrzehnten eindeutig in Lehre und Praxis, und nicht zuletzt die Missbrauchskrise des vergangenen Jahres war teilweise die Folge davon.

- **ARMUT:** Alles verlassen, diese Forderung Jesu bringt die besonderen Herausforderungen an den Ordensnachwuchs heute auf den Punkt. Denn in oft erstaunlicher Naivität gelingt es der heute meist gängigen Spiritualität, Kreuzesnachfolge, Selbstverleugnung, Askese und Abtötung – zweifellos der Fels, auf den allein jeder geistliche Fortschritt gebaut werden muss – auszublenden oder umzuinterpretieren. Das Kreuz wird zur Annahme von Grenzen, Selbstverleugnung zur Suche nach dem, was einem wirklich entspricht, Abtötung zur Gelassenheit und Askese ... zur Mystik! Spiritualität dient zur Wiederverzauberung der Welt, wie sie ist, nicht zu ihrer Reinigung und Heiligung. Man will erfahren, in einem Fluidum göttlicher Liebe baden, aber dem harten Gesetz der Arbeit im Schweiß des Angesichts – gerade auch der Arbeit an sich selbst – entzieht man sich. Allzu leicht wird das Geistliche dann aber zur sprichwörtlichen »frommen Soße«, unter der der alte Adam ungestört weiterexistiert.

In diesem Sinn wird Rückkehr zur Tradition in einem Orden stets einen komplexen Prozess darstellen. Sie stellt Kommunitäten und Provinzen, Ordensmitglieder und Vorgesetzte, Strömungen und Gruppierungen innerhalb der Gemeinschaften und nicht zuletzt die verschiedenen Generationen und Temperamente vor große Aufgaben. Überzeugende Lösungen werden nur durch Versuch und Irrtum entstehen. Man kann nur Schritt für Schritt vorankommen, und das nicht in Siebenmeilenstiefeln. Prinzipienfestigkeit und Kompromissbereitschaft sind gleichermaßen gefragt. Diese Aufgaben sind nur zu bewältigen, wenn die Einsicht in die derzeitige Not des Ordenslebens vorhanden ist sowie der Wille, ihm aus den Quellen der Tradition gegenzusteuern. Wenn es sich nicht um eine Neugründung handelt, sondern um die Entwicklung bestehender Gemeinschaften, dann spricht nichts dagegen, dass traditionsverbundene Häuser neben herkömmlichen in einem friedlichen Neben- und Miteinander bestehen und in ersteren nur diejenigen Mitglieder leben, die diesen Weg überzeugt mitgehen. Die Probleme und Herausforderungen der Gegenwart sind, wie beschrieben, ohnehin die gleichen. Dass ein solcher Weg nicht ohne klare Ordensdisziplin und Gehorsam zu verwirklichen ist, dass Murren und Verteufeln eines solchen Versuchs diesen dagegen im Keim ersticken, versteht sich von selbst.

Alte Liturgie und kontemplative Erneuerung von Klosterleben und Kirche

So umfasst die Rückkehr zur Tradition im Ordensleben alle Bereiche des Menschen. Ihren höchsten und zugleich sichtbarsten Ausdruck aber gewinnt sie dort, wo Kommunitäten auch die alte Liturgie wiederentdecken. In der Tat ist sie dem Ordensleben, besonders dem kontemplativen, in ganz besonderer Weise angemessen. Die Liturgiereform nach dem II. Vatikanischen Konzil war pastoral motiviert. Deutliches Zeichen dafür ist es, wenn manche Priester und Bischöfe bekennen: »Für mich persönlich hätte ich die Reform nicht gebraucht. Aber für die Gläubigen ist es doch ein großer Fortschritt!« Ohne hier auf die tatsächlichen Gewinne und Verluste der Liturgiereform selbst eingehen zu können, sei hier nur bemerkt, wie die Durchführung dieser Reform faktisch das kontemplative Element weitgehend zurückgedrängt hat.

- Die Liturgiereform wollte die Gläubigen zur *participatio actuosa*, zum Mittun bei der Liturgie, anregen. Teilnahme durch Beteiligung, so könnte man dieses Ideal umschreiben: Mitsingen, Mitbeten und Mittragen verschiedener Dienste als Lektor, Kommunionshelfer, Scholasänger, Kommentator oder als einer, der an verschiedenen Stellen ein persönliches Zeugnis ablegen kann. Alles verstehen zu können wird zum wichtigen Anliegen. Darum wird die Muttersprache, die radikale Vereinfachung der Riten, ein Symbolverständnis nach Art von »Das bedeutet das«, die vollständige Sichtbarkeit aller Handlungen u. v. a. zum »must«. Kontemplation dagegen lebt von der *ruminatio*, dem geistlichen »Wiederkauen«: ein Leben lang immer dasselbe zu betrachten, zu vertiefen, zu verinnerlichen, gerade weil es sich dem raschen Zugriff entzieht. Nicht-Erkennen, Schweigen, Sich-übertreten-Lassen und Anbetung sind ihre Nahrung. Ihre wichtigste Handlung ist nicht das Tun, sondern das Schauen – die Stilllegung der eigenen Kräfte angesichts des göttlichen Gnadenwirkens.
- Die Liturgie selbst sollte *manifestatio Ecclesiae* sein, wie die Liturgiekonstitution »Sacrosanctum Concilium« sagt (SC 41). Wenn die Kirche *communio* ist – was man vielfach nicht ganz unproblematisch vor allem als menschliches Gemeinschaftsgefühl verstand – , dann soll das Miteinander, das geordnete Wir beim Gottesdienst manifest werden, d. h. in Erscheinung treten. In der Liturgie soll Kirche erfahrbar werden, so könnte man sagen. Die Beteiligten sollen sich darin wiederfinden. Dabei drängt also alles ins Sichtbare, Greifbare, Verstehbare. Der Kreis, das gegenseitige Anschauen und Angeschaut-Werden wird selbstverständlich. Kein Wunder, dass man darüber Schweigen, Sakralität, Verborgenheit und Entzug verlernt hat. Dies aber sind wesentliche Elemente jedes kontemplativen Lebens. Gott ist der »finstere Lichtstrahl« (Dionysius Areopagita): Indem er sich zeigt, verbirgt er sich, und indem er sich gibt, übertagt er auch all unser Erfassen und Begreifen.

- Schließlich merkt man der alten Liturgie in tausend Einzelheiten an, dass sie an Orten der Kontemplation gewachsen ist, und zwar ganz besonders an den Orten, die dem Leben nach der Benediktsregel geweiht sind. Das Senken der Augen und der Verzicht auf die *curiositas* des hin- und herschweifenden Blicks, das Dämpfen der Stimme und das vollständige Schweigen, das Gesetz der Wiederholung und der Regelmäßigkeit anstelle des immer Neuen und stets Anderen, die Sammlung des Geistes in Einheit mit der Zucht des Leibes und seinen maßvollen Bewegungen, die Aufmerksamkeit der Rubriken für die kleinsten Handlungen und die dafür notwendige *diligentia*, die fraglos bejahte kirchliche Hierarchie, die aber doch eine Ordnung nicht der Willkür, sondern des nach oben hin immer strengeren Knechtsdienstes Christi ist, natürlich auch der Choral und seine vergeistigte, asketisch-schöne Ästhetik und seine völlige Unterordnung unter das heilige Wort, und und und ...

Programmatisch hat Papst Benedikt XVI. bei der Interpretation des II. Vatikanischen Konzils eine »Hermeneutik der Kontinuität« verlangt. Später hat er dies aufgegriffen, als er auch von einer »Hermeneutik ›der priesterlichen Kontinuität‹« gesprochen hat:

»Wie sich die Hermeneutik der Kontinuität als immer dringlicher erweist, um die Texte des Zweiten Vatikanischen Konzils in angemessener Weise zu verstehen, so scheint analog dazu eine Hermeneutik notwendig zu sein, die wir als Hermeneutik ›der priesterlichen Kontinuität‹ bezeichnen könnten, die ausgehend von Jesus von Nazaret, dem Herrn und Christus, und durch zweitausend Jahre der Geschichte von Größe und Heiligkeit, Kultur und Frömmigkeit, die das Priestertum in der Welt geschrieben hat, bis in unsere Tage hinaufreicht.«¹⁶

Sollte darum nicht auch von einer »Hermeneutik der monastischen Kontinuität« zu sprechen sein? Einem klösterlichen Leben also, das sich dem Hier und Heute keineswegs verweigert, das aber bei allen Aufgaben aus dem Brunnen der Tradition schöpft und das daraus Neues und Altes hervorzieht?

16 Der Priester ist »Eigentum« Gottes. Ansprache von Papst Benedikt XVI. am 12. März, in: OR (D) Nr. 13/14 (2. April 2010) 11.